

## Leseprobe

aus Peter Kunkel *Der Engel von Barranquilla*

Ich glaube, die Misere hat angefangen, als ich die schwarze Maria abhörte. Davor grauste mir jedes Mal ein bißchen. Tausend von Luftbläschen mußten sich da durch den Schleim zwängen; es gurgelte nur so im Stethoskop. Maria hatte es wirklich auf der Brust, und was konnte ich schon für sie tun? Ein bißchen spät war es, und niemand würde die alte Frau schonen, die drei Dutzend Enkel nicht, und die sieben Töchter auch nicht. Dolores, die mit der hellen Haut bestimmt nicht, Ines nicht, die so indianisch aussah, nicht einmal die große freundliche Lola. Das ganze erotische Tagebuch nicht, das Maria in Kindern geschrieben hatte, das heißt, die Seiten, die übriggeblieben waren; wieviel Kinder ihr gestorben waren, wußten nur Gott und Maria selbst. Jetzt war sie Oma fürs Grobe, draußen, dicht am Rio Magdalena zwischen den Stümpfen der Mangrovenbäume. Von unten zog die Feuchtigkeit durch den gestampften Fußboden ihrer Hütte; von oben sank sie heiß auf das Blechdach, und Maria blies gegen sie mit dem Rauch pechschwarzer Zigarillos an, schwärzer noch als ihre Haut. Sie drehte sie aus dem Stinkkraut, das neben ihrem Waschzuber wuchs. Ihrer Lunge bekam das nicht.

Ein paar lindernde Tabletten konnte ich ihr geben, eine höfliche Illusion, von dem wir beide wußten, daß es eine war. Wir würden uns angrinsen, wenn sie ihre Hand hinhielt. Maria würde ihre faltigen Lippen, die längst kein Zahn mehr an ihrem Platz hielt, breit und unverklemmt auseinanderziehen. Aber sie wäre wohl nicht gekommen, wenn ihr nicht gut getan hätte, daß sich noch jemand für sie interessierte, daß es jemand gab, der ihre Beschwerden ernst nahm, ernster sogar als sie es selber tat. Vielleicht kam sie auch nur, weil sie hier etwas umsonst bekommen konnte, mochte es auch im Grunde nicht mehr als Unterhaltwert haben.

So laut waren die Kavernengeräusche in ihrer Brust, daß ich das Klopfen überhörte. Maria hustete, bevor sie den Mund aufat. Dieser Donner war ich nicht gewachsen. Ich riß mir das Stethoskop aus den Ohren und hörte Maria in dem Moment sagen: „Es hat geklopft“.

Ich fuhr hoch, um den unverschämten Patienten anzuschmauzen, der es nicht abwarten konnte. Sicher wieder eins dieser Bürschchen vom fertigen Geld, mit Motorrad natürlich, die meinen, die Welt habe gerade auf sie gewartet, auch der Doktor, der sie umsonst von den Folgen ihres weitläufigen Liebeslebens zu befreien hat. Sie verirren sich zusehends öfter zu mir. Es war Juan, der Briefträger. Er hielt mir ein Telegramm hin.

„Doktor, dein Vater ist gestorben. Es tut mir sehr leid. Es tut mir wirklich leid.“

Die Nachricht kam mir nicht so unerwartet, daß ich mich nicht über Juans unverbesserliche Indiskretion geärgert hätte. Aber sein Gesicht legte sich in solche Falten, daß man ihm nicht

böse sein konnte. Maria hatte schnell ihr Tuch über die verwelkte gezogen und hob den Kopf von der Liege.

„Dein Vater ist tot? Das tut mir aber wirklich leid, Doktor.“

Jan hatte die Tür offen gelassen. Draußen auf der Veranda wimmelte es; krank sind sie eben alle. Aber das schienen sie jetzt vergessen zu haben.

„Doktor, es tut uns sehr leid“, murmelten sie in etwas unkoordiniertem Chorus.

Ihr Mitgefühl war echt. Ich wußte, daß es ihnen mehr zusetzte, als es wortgewandteren Menschen zugesetzt hätte, weil sie es nicht besser äußern und loswerden konnten. Es tat mir wohl. Mir ging es, wie es wohl jedem zu gehen pflegt. Ich hatte Jahr und Tag auf diese Nachricht gewartet. Ich hatte mich vor ihr und all ihren Konsequenzen gefürchtet bis hin zur Panik, und das hatte mich schlecht auf sie vorbereitet. Ich hätte die Sprechstunde gern fortgesetzt, aber das wollten die Leute nicht. Auch Maria nicht, die sich ächzend von der Gummimatte erhob. Ein andermal, sagten sie, und nachdem sie noch viele Male ausgesprochen hatten, wie leid es ihnen tue – und ich litt mit ihnen, daß sie das Wort nicht fanden, das sie gern gesagt hätten, wie sie quälte, immer nur diesen einen Ausdruck wiederholen zu können –, nachdem sie mich noch ein dutzendmal ihrer Teilnahme versichert hatten, gingen sie langsam auseinander.

Zurück blieb der Hof mit seinem Grasfleck, den Palmbäumchen und den Körben am Verandarand, in denen Orchideen wuchsen, die ich überall im kolumbianischen Tiefland zusammengesucht hatte, auf Märkten, bei Straßenhändlerinnen, aus dem Sack von Doña Gregoria, der berühmten alten Mulattin auf der Strandpromenade von Cartagena, und natürlich unter den Bäumen im Wald, wenn sie mit den Zweigen, auf denen sie wuchsen, heruntergebrochen waren. Vergilbt bis auf das innerste Herzstück hatten sie auf dem Waldboden gelegen, und es war eine Freude gewesen, aus solchen Resten riesige Stöcke zu ziehen, mit fünfzehn, zwanzig Blütenrispen im Jahr. Nicht immer gelingt es, die Fundstücke aus dem Wald wieder zum Leben zu erwecken; aber wie einfach war es gegen das, was man bei *Homo sapiens* ausrichten kann. Ja, wenn man die schwarze Maria nur in einen Korb zu pflanzen bräuchte!

Mein Vater hatte mich einmal besucht hier in Barranquilla, ein einziges Mal.